Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 31

Artikel: Ein Doppelleben [Fortsetzung]

Autor: Widmann, Joseph Viktor

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642697

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 31 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 4. August 1923

Inneres Licht.

Von Alfred Huggenberger.

Im Frühling ist gut lustig sein,
Wenn grün erstanden Tal und Höhn!
Die Hoffnung guckt durchs Fensterlein
Und tut vertraut und schmeichelt schön.

Doch wenn der Nebel, grau und schwer,
Ein Alp, auf allem Leben liegt,
Scheint oft die goldne Schale leer,
Des Glaubens Wunderquell versiegt.

Nur wer, vom Leben reif gemacht,
Des Lebens herbe Früchte brach,
Der geht durch Not und Winternacht
Dem eignen stillen Lichte nach.

Ein Doppelleben.

Erzählung von Joseph Viktor Widmann. 3

Die Trauernde war kaum über siebzehn Jahre alt und hatte bis gestern niemals nötig gehabt, irgendeine Handlung zu überlegen, die in ihren Wirkungen über den Kreis der Familie hinausging; denn ein sorgfältiger Vater und ältere Brüder hatten ihre Schritte geleitet und behütet. Sie befand sich diesem neuesten ungewöhnlichen Ereignisse gegenüber fassungslos und zugleich war ihre Lage zu ernst, als daß die gewöhnlichen Hilfsmittel weiblicher Schüchternheit gegenüber männlicher Keckheit hier am Platze gewesen wären. Sie schwieg.

Der junge Mann nahm abermals das Wort: „Treten Sie mir für eine Stunde die Herrschaft in Ihrem Hause ab," sagte er. „Ich mußte bereits draußen im Hofe einen Ihrer Leute zurechtweisen. Es ist notwendig, daß die Lilie, deren Kelch von den Wassern der Trübsal übervoll und zur Erde gebeugt ist, den stützenden Stab sich gefallen lasse." Ohne eine Antwort des edeln jungen Mädchens abzuwarten, wandte er sich an die Mulattin mit dem seltsamen, aber bestimmt gegebenen Befehle: „Rüste deiner Gebieterin ein Mahl."

„Ich könnte keinen Bissen essen," sagte die wie aus einem magnetischen Schlafe auffahrende Dame und machte der Dienerin ein abwehrendes Zeichen.

„Sie müssen sich zwingen," sagte der junge Mann mit einer Unerschütterlichkeit, die beleidigend gewesen wäre ohne das Wohlwollen, das im Klang der Worte lag. Er machte der Dienerin eine gebieterische Gebärde, nach seinem Willen zu handeln, und so bestimmt war diese Gebärde und die Mulattin so gewohnt ans Gehorchen, daß sie augenblicklich mit tiefer Verbeugung den Saal verließ.

„Nun geben Sie mir den Arm," sprach Staunton zu der Herrin des Hauses. „Eben ist die Sonne untergegangen. Gestatten Sie mir, daß ich Sie aus diesem heiligen, aber auch traurigen Raume hinuntergeleite auf jene Gartenbank; dort will ich Ihnen alles erklären. Erlauben Sie mir den Arm."

Willenlos, wie betäubt von ihrem Unglück und von dem Wunderbaren, das im Auftreten dieses plötzlich wie vom Himmel gefallenen Fremdlings lag, ließ sich die Waise in den Garten führen.

Staunton behielt den Hut in der Linken, während an seinem rechten Arm die holde Gestalt hing, die lautlos neben ihm die Stufen nach dem Garten niederschwebte. Die eiserne Bank war bald erreicht, der junge Mann setzte sich dem Mädchen gegenüber und begann ohne Umschweife also:

„Nur das ursprünglich Absichtslose und zugleich Wunderbare meines plötzlichen Erscheinens entschuldigt die großen Freiheiten, die, — ich fühle es, — ich mir herausgenommen habe. Sie müssen, mein Fräulein, darum alles wissen, wie ich diesen Morgen erst in Ihrer Stadt angelangt bin und wie zufällige Schritte mich hierher geleitet haben." Und mit wenigen, aber eindringlichen Worten erzählte er, wie sich alles gefügt hatte.

Das arme Mädchen hörte ihm schweigend zu. Als er geendet, antwortete sie mit einem Tränenstrom, während sie ihr schönes Antlitz mit dem Tuche bedeckte. Dann, sich plötzlich zusammennehmend, sprach sie, indem sie das Schluchzen gewaltsam bemeisterte: „Diese Tränen, mein Herr, sind die ersten, die nicht meinem lieben Vater und den Brüdern gelten, sondern mir selbst, da Ihre Rede mich die Größe meines Unglücks ermessen läßt. Wie hilflos muß ich sein, da ...." sie wollte sagen, „der nächste Beste von der Straße," aber sie hielt inne und sagte: „Da ein mir gänzlich Un-

bekannter sich berufen fühlt, bei mir einzutreten, um mir beizustehen."

Ulysses Staunton fühlte den Vorwurf, der in den Worten des Mädchens lag. Aber er spürte auch die geistige Ueberlegenheit in sich, ihn zu parieren.

„Gestatten Sie mir," sprach er, „daß ich Ihnen suchen helfe nach Freunden, die ein besseres, älteres Recht haben als ich, zu Ihrem Schutze herbeizueilen." Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort, als wollte er ein Register von natürlichen Freunden des Mädchens eröffnen: „Ihre Mutter ist wohl nicht mehr?"

Eine Bewegung des schwarzen Lockenhauptes vor ihm schien sagen zu wollen, sie sei längst nicht mehr am Leben. Stauton fuhr fort: „Ihr Vater, ein offenbar vornehmer und reicher Mann, muß viele Freunde haben, wo sind sie?"

Das Mädchen hatte das Tuch vom Angesicht entfernt; sie sah den so ruhig Sprechenden mit trübem Auge an und sagte: „Sie sind alle fort! in den ersten Stunden, als die Seuche ausbrach, sind sie geflohen, dahin und dorthin."

„Und ist keiner zurückgeblieben, der Ihnen nahe stände?" forschte Staunton weiter.

„Es gab noch gestern einen, der mich nicht verlassen hätte," sagte die junge Kreolin. „Abbé Bideaux würde auch nicht zugegeben haben, daß meine Lieben ohne priesterliche Einsegnung in die letzte Ruhestätte gesenkt wurden, hätte die Krankheit in dieser Nacht nicht auch ihn ergriffen. Heute morgen erfuhr ich seinen Tod. Ach! es ist alles Schlag auf Schlag gekommen, so plötzlich! Ich habe," so schloß sie und war mit dieser Schlußwendung ganz Weib, „ich habe nicht einmal daran denken können, ein Trauergewand anzulegen, wie Sie sehen."

„Wohlan!" sagte der junge Mann, indem er sich erhob, „wenn dies alles sich so verhält, dann sehen Sie selbst ein, daß etwas geschehen muß, Sie dieser unerträglichen Lage zu entreißen. Vor allen Dingen müssen Sie in Sicherheit gebracht werden, fort aus dieser unglücklichen verpesteten Stadt!" Er wollte noch etwas beifügen. Doch da kam die Dienerin und meldete, das Abendessen sei aufgetragen. Sie war nicht durch den Trauersaal gekommen; vermutlich hätte sie sich gefürchtet, durch den düstern Raum zu gehen; denn es war nun plötzlich dunkel geworden. Staunton gab der jungen Dame den Arm und hieß die Dienerin, ihnen vorangehen auf demselben Wege, auf dem sie selbst gekommen war. Auch er fürchtete das Totenzimmer, aber aus einem andern Grunde.

Sie erreichten nach einer kurzen Wanderung durch einen bedeckten Gang und über eine nicht hohe Treppe den geräumigen Speisesaal. Eine Tafel mit zwei Gedecken stand in der Nähe der mit schweren Vorhängen verhüllten Fenster; in zwei dreiarmigen silbernen Leuchtern brannten Wachskerzen, die den großen Raum nicht ganz zu erhellen vermochten. Als das Paar eintrat, drängten sich einige Diener und Dienerinnen, meist Neger oder Mulatten, die sich hier wartend aufgestellt hatten, ihrer jungen Herrin entgegen, warfen sich vor ihr nieder oder suchten ihre Hände und den Saum ihres Kleides zu küssen. Es war ein unerwarteter Ausbruch natürlicher Liebe der Dienenden zu der Gebieterin. Dieser rührende Auftritt tat dem Herzen der jungen Waise unaussprechlich wohl, und dies nicht nur, weil der Beweis guter Gesinnung, den die Dienerschaft hier ablegte, an und für sich etwas Erfreuliches, Muterweckendes war, sondern fast noch mehr, weil der rätselhafte junge Mann, der in der letzten Viertelstunde ihr auf einmal so nahe getreten war, nun doch sehen mußte, daß sie nicht ganz verlassen sei. Staunton hätte die Szene aus eben diesem Grunde eher als eine Störung seines Planes empfinden müssen; aber er war zu gutherzig, um bei einem solchen Auftritte zu kalkulieren; auch hatte er seinen Plan noch nicht deutlich auszudenken gewagt. „Gott sei Dank," sagte er daher zu dem Mädchen, indem er sie an den Tisch führte, „Gott sei Dank! Diese Ihre Leute gleichen nicht dem schurkischen Gesellen, dem ich den Laufpaß geben mußte. Sie sollten, wenn Sie verreisen, diese wackern Diener alle mitnehmen." Mit diesen Worten setzten sie sich an den Tisch, während die Dienerschaft im dunkeln Hintergrunde des Saales schweigend verharrte.

Das Abendessen nahm einen eigentümlichen Verlauf. Anfänglich wollte die schöne Trauernde keinen Bissen berühren. Aber mit einer Hartnäckigkeit, die einmal sogar um den Mund des Fräuleins in allem Schmerz etwas wie ein Lächeln spielen ließ, drang der Amerikaner in sie, daß sie esse. Und sie fügte sich und tat schließlich, einem tiefen Bedürfnisse ihrer erschöpften Natur gehorchend, aus eigenem Antriebe, was ihr Gegenüber anfangs nur durch Bitten erreicht hatte. Auch trank sie einen halben Becher Wein; auch Staunton schenkte sich ein Glas voll, das er jedoch kaum berührte, wie er auch mit dem Essen nur zum Schein sich zu tun machte, damit die junge Dame um so eher zulangen möchte, wenn sie ihn essen sähe.

Als die Mahlzeit beendigt war, streckte plötzlich der junge Mann treuherzig seine rechte Hand über den Tisch hinüber, blickte das errötende Mädchen mit ehrlichen Augen an und sagte: „Legen Sie Ihre Hand in die eines Freundes, der Ihnen eine gute Nacht wünscht. Sie sind müde von Schlaflosigkeit und Tränen. Ich gehe jetzt. Aber darf der Freund, der es gut meint, morgen Sie wieder besuchen?"

Das war so einfach gesprochen und es lag so viel Herzlichkeit in Ton und Gebärde, daß die junge Kreolin nach kurzem Zögern ihre schmale, feine Hand in die dargebotene Rechte des Fremden legte, während ein noch stärkeres Rot einen Augenblick über ihre zarten Wangen glitt.

Der Amerikaner zog die Hand an seine Lippen, ließ sie dann los und erhob sich rasch; auch das Fräulein stand auf und nun wollte er nach einer ehrerbietigen Verbeugung gehen. Da bestimmte ihn ein halblautes, zaghaftes: „Mein Herr!" sich umzuwenden. Das schöne Mädchen, die natürliche Befangenheit bemeisternd, sah dem schnell zum Freunde gewordenen mit besorgten Blicken ins Antlitz und sagte: „Darf ich fragen, wohin Sie gehen allein in dieser fremden Stadt zur Nachtzeit und jetzt, da das öffentliche Unglück wie man vernimmt, von Verbrechern ausgebeutet wird?"

Ueberrascht und gerührt von der Teilnahme, die die Jungfrau ihm schenkte, antwortete Staunton: „Ich will die Nacht in dem Gasthofe zubringen, dessen Wirt ich bereits kenne; morgen, da Sie es gestatten, bin ich wieder hier! Aber eins noch! Wissen Sie, daß wir bei so manchem wichtigen Worte das wir gewechselt, unsere Namen einander noch nicht gesagt haben. Ich weile in diesem Hause

und weiß nicht, bei wem ich zu sein die Ehre habe. Mein Name ist Ulysses Staunton aus Boston."

Die junge Dame winkte zwei Diener herbei. „Ihr begleitet mit Windlichtern," befahl sie, „diesen Herrn. Und was Sie betrifft, Herr Ulysses Staunton," sprach sie weiter, indem sie ihre Blicke freundlich auf dem Scheidenden ruhen ließ, „so werden Sie, wenn Sie morgen nach Georgine St. B*** fragen," — sie nannte einen schon im französischen Mutterlande mit Auszeichnung genannten Namen —, „nun, so werden Sie die finden, die Ihnen jetzt Lebewohl sagt."

Er verbeugte sich noch einmal tief und drückte seine Hand ans Herz. Dann schritt er hinaus in die Nacht, begleitet von den Dienern.

Ein unbeschreibliches Glücksbewußtsein machte seinen Gang elastisch und zwang ihn, zu den leuchtenden Sternen am nächtlichen Himmel oft entzückt emporzusehen, wenn ihm die nächste Umgebung zu klein schien, sein Glück zu fassen. „Sie ist dein!" jubelte es in ihm. Er fühlte, daß es so kommen müsse, obschon kein Wort von Liebe zwischen ihnen gefallen war. Morgen sollte es geschehen, und ein Tag sollte das erste Geständnis, Verlobung, Brautstand und Ehe umschließen. So stand es fest in diesem erobernden Mannesgemüte. Und stolze, selbst eitle Gedanken begannen teilzunehmen an dem Tumult froher Gefühle, der im Herzen des glücklichen jungen Mannes sich erhob. Woher doch kamen ihm diese Verse immer wieder in den Sinn:

„Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?
Ward je in solcher Laun' ein Weib gewonnen?"

Ha! spricht dies nicht ein Shakespeare'scher König, der am Sarge des Vaters die Tochter gefreit? Und noch eine andere Gestalt seines Lieblingsdichters schwebte dem durch solche Einbildungen sein Selbstgefühl steigernden jungen Manne vor, — jener kühne, rücksichtslose Petruchio, der kurzweg bei der Brautwerbung erklärte:

„... Mein Geschäft hat Eil',
Ich kann nicht alle Tag' als Freier kommen."

Dann aber wandten sich von solchen eitlen Gedanken der Selbstbespiegelung die Sinne des jungen Mannes wieder ganz dem holden Mädchen zu, mit dem er so rasch Bekanntschaft geschlossen, fast wie Romeo mit Julie. Georgine hieß sie. Warum nicht Miranda, da sie unter diesem Namen seiner Phantasie zuerst vorgeschwebt hatte? Und ihr Familienname? Nun, ein stattlicher, stolzer Name. Aber der mußte morgen anders lauten. War's möglich? Es mußte möglich werden.

Unter solchen Gedanken war Ulysses Staunton, ohne nur zu wissen wie, vor seinem Hotel angelangt, wo er die Diener entließ, nachdem er jedem ein Goldstück in die Hand gedrückt.

Es war noch nicht späte Nacht; der Wirt erschien auf das erste Pochen und begrüßte seinen Gast von heute Mittag, sobald er ihn beim Lichte der Laterne erkannt hatte, mit unverstellter Herzlichkeit. Dieses Entgegenkommen schloß Stauntons Gemüt auf, so daß er, als sie drinnen im Saale saßen, nach wenig Umschweifen dem Wirt sich entdeckte, indem er den erstaunten Mann gleichzeitig nach einem zuverlässigen Notar oder einer andern Vertrauensperson fragte, der man die Verwaltung und eventuell den Verkauf der Besitzungen des Fräulein St. B*** übergeben könnte.

„Es wundert mich," sagte der Wirt, „daß Fräulein St. B*** nicht an den alten Mr. Taylor gedacht hat, einen der angesehensten Bürger unserer Stadt. Er ist Advokat, Mitglied der Munizipalität von New Orleans und, wenn nicht ein Freund, so doch ein sehr guter Bekannter ihres verstorbenen Vaters, jedenfalls eine ganz zuverlässige Persönlichkeit."

Staunton bemerkte, daß der Waise in ihrem Schmerze eine solche Vergeßlichkeit wohl zu verzeihen sei; vielleicht aber wisse sie, daß auch er geflohen.

„Nein, nein!" versicherte der Wirt, „ich sah ihn noch diesen Nachmittag, wie er von der Redaktion der „Opinion" kam, einer tapfern Zeitung, beiläufig bemerkt, die alle Tage erscheint, wenn auch in stark reduziertem Format, da von den vier Redaktoren nur noch einer auf dem Posten ist und von den Setzern und sonstigen Angestellten kaum ein Fünftel bei der Arbeit ausgehalten hat."

„Gut," sagte der junge Amerikaner. „An diesen Mann werde ich mich morgen wenden. Und nun weisen Sie mir ein Zimmer. Noch eines nicht zu vergessen! Sie haben doch eine Equipage des Hotels?"

„Ja ... aber ..."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," ergänzte Staunton die stockende Rede des Wirtes. „Ihre Leute fehlen, Kutscher, Stallbediente usw. Wohlan! engagieren Sie, ohne das Geld zu sparen, ein paar anständige Bursche, die Sie wohl morgen in der frühesten Frühe, wenn nicht noch in dieser Nacht, werden auftreiben können. Ich muß nicht später als um 8 Uhr morgens einen zweispännigen Wagen zur Disposition vorfinden; denn ich kann die Geschäfte, die morgen meiner warten, in kurzer Zeit nicht zu Fuße abtun."

Der Wirt versprach, sein Bestes zu tun, und begleitete Staunton in ein luftiges, hohes Gemach, das so kühl war, als man's in dieser heißen Zeit unterm dreißigsten Breitegrade erwarten konnte.

Lange noch hörte der Wirt seinen Gast mit starken Schritten auf- und abgehen, während er selbst den Koch nach Leuten aussandte, die morgen die Equipage zurechtmachen und als Kutscher und Diener funktionieren konnten. Endlich wurde es still im obern Zimmer und auch der Wirt legte sich zur Ruhe, nachdem alles für den andern Tag war angeordnet worden. (Fortsetzung folgt.)

Von Licht bestrahlt.

Auf weichem Rasenteppich lieg' ich hingestreckt;
Mein Auge kann nur weiten, blauen Himmel sehn.
Empfindung spricht
Mit Weh vermischt:
Unendlichkeit, ich kann dich nimmermehr verstehn!

Voll Pracht erstrahlt der Himmel in dem puren Blau;
Nur eine einz'ge Wolke segelt klar dahin,
Gar weiß und rein
Vom Sonnenschein;
Hienieden aber sehe ich den Schatten zieh'n. —

Das reißt aus sanftem Träumen plötzlich mich empor:
Als zukunftsfreud'ges Kind gelobe ich mir hier,
Der Wolke gleich,
Hell, siegesreich
Zu wirken stets; — doch ohne Schatten hinter mir!

Helmut Schilling.